

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. R. a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd-Strasse, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 4.

Milwaukee, Wis., den 15. October 1882.

Lauf. No. 444.

Inhalt. — Morgenlied. — Vom irdischen Beruf des Christen. — In böser Herberge. — Der Christenmord des Jahres 1860. — Doch ein Missionsbeitrag. — Hilba, die Sachsenjungfrau. — Missionsfeste. — Kirchweihe zu Lyons, Wis. — Studentenangelegenheit. — Schulweihe. — Kirchliche Nachrichten. — Büchertisch. — Todesanzeige. — Conferenz-Anzeigen. — Berichtigung. — Quittungen.

Morgenlied.

Wie ein Vogel lieblich singet
In dem Feld und grünen Wald,
Daß es in der Luft erklinget
Und im ganzen Wald erschallt:
Also dankt auch mein Gemüth
Dir, o Gott, für deine Güte,
Daß ich nun nach Nacht und Grauen
Wieder kann die Sonne schauen.

Laß die Sonne deiner Liebe
Scheinen in mein Herz hinein,
Daß ich mein Gemüth stets übe
In dem Lob des Namens dein.
Führ du mich auf ebner Bahn,
Da ich nimmer irren kann;
Leit mich auf dem rechten Stege,
Daß ich meid der Sünden Wege.

Segne heut mein Thun und Lassen,
Segne alles, was ich hab';
Laß mich von der rechten Straßen
Nimmer, nimmer weichen ab;
Stärk' mich durch den Heil'gen Geist
In dem Glauben allermeist,
Daß ich endlich selig sterbe
Und das ew'ge Leben erbe.

Vom Jahr 1580.

Vom irdischen Beruf des Christen.

(Aus Luther zusammengetragen.)

Wenn Adam in der Unschuld geblieben wäre, hätte er die Erde gebaut und Würzgärtlein gepflanzt, nicht allein ohne Beschwerlichkeit, sondern gleichsam spielend und mit höchster Lust. Auf den Sabbath hätte er seine Kinder gelehrt, Gott öffentlich gelobt, gepreist und in Betrachtung und Ansehung der Werke Gottes sich und andere zur Dankagung erweckt. So wäre auch die Vertheidigung oder Bewahrung die höchste Lust gewesen, da sie jetzt und aller Gefahr voll ist. Darum

haben wir nur dunkle und schier erloschene Fußstapfen der Arbeit und Bewahrung. Denn wir befinden in der Arbeit Beschwerde, Adam aber wäre sie die höchste Lust gewesen, viel angenehmer und lieber denn Ruhe und Müßigkeit. Also sehen wir auch in diesem Stück, was für ein Jammer und Schade die Erbsünde sei, wenn wir ansehen die Dornen, Disteln, Hecken, Schweiß des Angesichts. Denn gleichwie der Mensch durch die Sünde im Geist gefallen ist, so ist er auch mit dem Leibe gefallen in die Strafe. Und wie uns derohalben anderer Jammer und Noth in diesem Leben der Sünde und des Jornes Gottes erinnern, so soll uns auch die Arbeit und schwere Nahrung derselben erinnern und zur Buße reizen. Wiederum sollen wir, die wir den Schweiß, ein Jeder in seinem Stande tragen müssen, gedenken, daß ob wir wohl in manchen sauren Bissen beißen und Beschwerde haben müssen, so werde doch aller Jammer, Mühe und Arbeit ihr Ende haben. Denn wir werden ewig hier nicht bleiben.

Darnach ist auch zu merken, daß der Segen des Herrn gleichwohl denen nicht widerfährt, die da schlafen und faul sind, wie man sagt von Polykrates, der ein Heide gewesen, daß er im Schlaf das Netz gezogen habe, und im 127 Psalm geschrieben steht: „Der Herr giebt seinen Freunden schlafend.“ Denn da hat David die Arbeit nicht verboten, sondern will haben, daß das Gewissen soll still und friedsam sein. Wir haben den Befehl, daß wir glauben sollen und auf Gottes Güte trauen; aber wir sollen auch Gott nicht versuchen. Denn wir können nicht leben nach der Regel, die er hat, sondern nach Gelegenheit und wie es die Zeit giebt, jedoch daß der Glaube und Hoffnung unverletzt bleibe. Es ist zwar daran kein Zweifel, daß dich Gott nicht sollte können oder wollen ernähren und schützen; du sollst aber die Gelegenheit und Mittel, dadurch dir Schutz und Hilfe widerfahren kann, nicht fliehen oder fahren lassen, welcher du ohne Sünde wohl gebrauchen kannst; denn sonst würdest du Gott versuchen.

Darum soll man nicht fragen, ob Gott uns nach seinem unwandelbaren Rath und Willen helfen und erhalten wolle; sondern dafür sollen wir es halten und sagen: Ich glaube, daß mich Gott erhalten wird; aber sein Rath ist mir unbekannt, dazu auch die Mittel, dadurch er seine Verheißung erfüllen wird. Derhalben soll man die Mittel gebrauchen, die vorhanden sind: ein Jeder soll seine Nahrung suchen mit Arbeit und Fleiß in seinem Beruf und soll sich Nothdurft schaffen, das Leben damit zu erhalten, als Milch, Käse, Wolle, u. s. w. Man soll den Acker bauen, die Frucht oder Ge-

treide einsammeln; man soll nicht müßig oder faul sein, als ob du der Hausforgen nicht bedürftest, oder als ob man das Gesinde nicht dürfte arbeiten heißen, diemeil du Gottes Verheißung hast, daß er dich ernähren wolle; denn Gott will nicht haben, daß du faul und träge sein sollst, sondern er hat 1. Mos. 3, 19. gesagt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Ich sage dir zu, spricht Gott, die Nahrung und Erhaltung deines Lebens; aber ich will, du sollst der Creaturen und Mittel gebrauchen, so vorhanden sind, und sollst thun, so viel du vermagst, daß du mich nicht versuchest.

Wiewohl also die Arbeit das nicht ausrichtet, das der Segen giebt und mitbringt, will doch Gott haben, daß wir unser befohlen Amt ausrichten und fleißig arbeiten sollen, damit das Fleisch immer geübt werden möge, auf daß es nicht schnarche und gar faul werde; wie der heidnische Poet sagt, daß alle Menschen ihrer Art nach zu guten faulen Tagen geneigt seien und daß sie nur der Arbeit mögen überhoben sein. Darum sollen wir uns nicht zum Müßiggehen und Faulenzen begeben, sondern sollen die Arbeit mit allem Fleiß und Treue auf uns nehmen, wie dieselbe eines Jeden Beruf mitbringt und fordert.

Auf solche Weise, habe ich gesagt, soll man des Leibes warten, sein gut Gerücht, dazu Weib und Kind und den ganzen Vorrath im Hause bewahren, und soll alles thun, was zu Erhaltung desselben gebühren will, so viel immer möglich. Denn wo ein Jeglicher seines Dinges nicht achten wollte, sein Amt versäumen, es wäre gleich ein öffentliches oder privates Amt, möchte ich auch sagen, wenn ich mein befohlen Amt liegen ließe: Was ist es vonnöthen, daß wir viel predigen, lehren und taufen? Nun hat uns ja Gott nicht dazu geschaffen und in diese Welt gesetzt, daß wir im Müßiggang, Wollust und Ueberfluß leben sollen und dermaßen alle Sorge nur auf Gott legen, als müßten wir gar nichts thun und nur gute faule Brüder sein; sondern wenn ein Jeder sein Amt mit Fleiß ausrichtet, alsdann soll man Gott das Gedeihen und wie es alles hinausgehen und gerathen möge, anheimstellen und befohlen sein lassen. Also thut der Ackermann auch: der befiehlt die Sorge des Ackerbaues Gott dermaßen nicht, daß er selbst der keines thun wollte, was zum Ackerbau gehört, das Land oder den Acker nicht pflügen oder bauen wollte; sondern wenn er das alles gethan und ausgerichtet hat, alsdann bittet er erst, daß Gott Gedeihen und gut Wetter dazu geben wolle. Denn Gott verbietet die Arbeit nicht und will nicht haben, daß wir sollen

müßig gehen, wiewohl er mit seiner Gegenwart und nach seinem Willen alles regieret. Und wiewohl solche Arbeit nichts zur Sache thut, will es doch Gott also haben, daß wir in Schweiß unsers Angesichts unser Brot essen sollen, 1. Mos. 3, 19.

Darum soll ich nicht sagen: Ich weiß nicht, was werden will, darum will ich auch nichts thun. Ja, Gott spricht vielmehr also: Thue das, was dir in deinem Amte gebühret zu thun, und laß mich das Andere machen. Er hat nicht gesagt: Es wird alles gerathen; sondern du sollst thun, was dir Amtes halber gebühret zu thun; du sollst nicht wissen, wie es gerathen, oder was geschehen werde. Du bist gerechtfertigt; derhalben gehe nun hin und übe deinen Glauben mit den Werken des Haus- und Weltregiments. Und für diese Erkenntniß des Willens Gottes, und für den Beruf, dazu ein Jeder berufen ist, soll man Gott danken, daß ein geistlicher Mensch, das ist, der das Wort und Glauben hat, weiß, daß er Gott wohlgefällt auch in dem niedrigsten Grade im Welt- und Hausregiment, er sei ein Knecht oder eine Magd, ein Regent oder Untertan; wenn er nur ein Gliedmaß im Welt- und Hausregiment sein mag, so soll er Gott danken und wissen, daß er einen gnädigen Gott hat, der ihm günstig und wohl gewogen ist.

Wir können nicht alle einerlei Werke thun; wie denn am Leibe des Menschen mancherlei Glieder sind und ein jegliches seine eigene Wirkung haben muß. Die Füße thun keine Handarbeit, so gehen auch die Hände nicht. Es soll ein Jeder bleiben bei seinem Beruf und nicht herumgaffen oder darnach fragen, was Andere thun.

Alter, Geschlecht, Berufsarten sind in diesem Leben mannigfach unterschieden: Einer lehrt in der Kirche die Gemeinde; der Andere dient dem Regimente; der Dritte unterweist die Jugend; die Mutter nährt und erzieht die Kinder; der Mann trachtet und sorgt darnach, wie er sich und die Seinen ernähren möge. Solches sind alles, wie die Welt davon urtheilt, nicht prächtige oder scheinbare Werke. Warum wolltest du aber nicht damit wider den Satan stolz sein und für solche große Gaben Gott danken, wenn du siehest auf diesen himmlischen Schmuck und göttliche Herrlichkeit, nämlich Gottes Wort, daraus sie geschehen?

So wir derhalben Gottseligkeit üben wollen, so laßt uns thun nicht unnütze, sondern nützliche Werke, das ist, laßt uns vor allen Dingen Gottes Wort annehmen und an Christum glauben; darnach laßt uns mit Einfältigkeit in unserm Beruf einhergehen. Ein Ehemann ernähre seine Familie, eine Magd sei ihrer Frau gehorsam, das Weib reinige und schmücke ihre Kinder. Bin ich ein Regent, so warte ich meiner Lande und Leute; bin ich ein Hausvater, so regiere ich mein Gefinde; bin ich ein Schulmeister, so unterweise ich meine Schüler. Also hat ein Jeder seinen Beruf, in welchem er Gott dient, wenn er desselben fleißig wartet. Eine Obrigkeit, die ihren Untertanen wohl vorsteht und regiert, dient Gott; eine Hausmutter, die ihrer Kinder wartet, ein Hausvater, der sich seiner Arbeit nährt, ein Schüler, der fleißig studirt, dient Gott.

Darum sollen wir merken, daß wir ohne Gottes Gebot nichts anrichten oder vornehmen sollen. Denn weil der Beruf mancherlei ist, so können und sollen wir nicht alle einerlei Werk führen. Wie närrisch würde ich thun, so ich mich hören ließe, ich müßte des Kaisers Exempel nachfolgen und Anderen Befehle vorschreiben? Wie gottlos würde ich handeln, wenn ich streiten wollte, ich müßte eines Richters Exempel nachfolgen, und

wollte darüber etliche zum Galgen oder Schwert verurtheilen.

Darum ist es gar eine große Weisheit, wenn ein Mensch thut, was ihm Gott gebietet, und sich an Andere nicht kehrt, noch fragt, was sie thun, sondern giebt allein auf sich und seinen Beruf Achtung. Aber wahrlich, es sind derer wenige, die solches thun: der mehrere Theil hält sich also, wie der Poet sagt: Der Bauer wollte gern ein Bürger sein und der Bürger ein Bauer, oder wie im deutschen Sprichwort gesagt wird: Die Hühner, so im Korbe sind, wären gerne heraus, die aber draußen sind, wären gerne hinein. Denn sehr wenig findet man derer, die sich an ihrem Stand und Beruf genügen lassen. Wer ein Laie ist, wollte gern ein Priester sein; der Jünger ein Meister, der Bürger ein Bürgermeister, und ist schier Keiner, der seines Berufs nicht müde und überdrüssig wird.

Siehe, was dir Gott geboten habe; dasselbe thue, so wirst du nicht irren, obwohl dein Werk dem Schein nach ein geringes und gemeines Werk ist. Antonius entweicht und setzt sich in die Wüste; Hieronymus thut Wallfahrten in heilige Lande und vermahnt heftig, man wolle Keuschheit pflegen und halten. Solches hält die Welt für große und treffliche Dinge. Daß aber Sarah bei dem Herde steht, locht und rüchert den Gästen Essen zu und ist sorgfältig, solches hat nicht allein keinen Schein noch Ansehen einigen guten Werks, sondern läßt sich ansehen, als sei es eine Hinderung anderer guten Werke. Aber obwohl alle Frommen und Gottesfürchtigen gewisse Zeit haben, darin sie beten, Gottes Wort und heilige Dinge betrachten, die Ihrigen lehren und unterrichten in der Religion, so bleiben sie doch auch, wenn sie solches zu thun unterlassen und ihr Haus und Nahrung bestellen, oder ihres Berufs warten, in einem guten Stande und haben von Gott diesen Ruhm, daß auch dieselben äußerlichen und weltlichen Werke, damit auch die Heiden, wie es scheint, umgehen, eitel Gottesdienst und gefälliger Gehorsam gegen Gott sind. Solche Werke lobt Gott und nennt die Schrift der Gerechten Werke, daß ein Jeder in seinem Beruf Trost haben mag und wisse, daß man auch äußerliche Werke, daß ich so rede, thun möge; denn man muß dem Leib auch seine Zeit lassen, daß er ruhe, und sein pflegen mit Essen, Trinken u. s. w. Ob aber wohl solche Werke keinen Schein haben der Heiligkeit, so bleibst du doch in einem guten Stande, wenn du sie thust; denn wir sehen, daß Gott solche unansehnliche Werke nicht verwirft, sondern achtet sie werth, daß sie in sein Buch mögen geschrieben werden. Auf solche Weise sollen wir unser Leben anrichten, daß wir uns finden lassen in einem solchen Stande, der Gott wohlgefällig sei nach seinem Wort. Vor allen Dingen gedenke, daß du dem Worte glaubest und dasselbe öffentlich bekennest, und daß du bereit siehest, um des Wortes willen zu leiden und zu sterben. Darnach so warte deines Berufs an deinem Ort, dahin du bestellt bist. Ein solch Leben gefällt Gott wohl, und er giebt dazu viel große Belohnung und läßt alles durch seinen Segen wohl gerathen. G.

In böser Herberge.

Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Pest, eine Folge von giftigen Dünsten durch heiße Sonnengluth nach Regen erzeugt, wüthete unter den Deutschen, die des Klimas ungewöhnt waren, viel

schrecklicher als unter den Römern. Manche fielen, ohne vorher erkrankt zu sein, plötzlich von den Pferden; andere, oft die kräftigsten Männer, erlagen binnen wenigen Stunden der Seuche. Der Leichen waren so viele, daß man sie nicht mehr begraben konnte, sondern nur in den Tiber warf. Binnen acht Tagen war das deutsche Heer bis auf wenige Tausende herabgeschmolzen.

Von einem weiteren Kriegszug konnte nicht mehr die Rede sein. Der Kaiser mußte Rom in Eile verlassen, wenn er die wenigen Ueberlebenden noch retten wollte.

Zum Ausbruch gerüstet trat Friedrich von Rothenburg noch einmal an das Bett des treuen Siebeneichen. Er lebte noch, gepflegt von dem treuen Hans und dem rüstigen Kurt, den letzten seiner Knechte, welche die Pest verschont hatte. Ein so langer Verlauf der Krankheit — es waren seitdem acht Tage verfloßen — war ungewöhnlich, und die Lebenskraft des Ritters, die so lange dem Tod Widerstand geleistet hatte, schien jetzt zu Ende. Nachdem er sieben Tage lang in wilden Phantasien gelegen hatte, bald sich von den Marmorbildern verfolgt wähnte, die Leben gewannen, bald von Deutschland sprach und seine Burg gegen einen feindlichen Angriff vertheidigen wollte, war er jetzt stille geworden. Sein Antlitz war fahl, wie das eines Todten, und über die bläulichen Lippen ging kaum noch ein Athemzug; seine Hände und Füße hatten schon die Kälte des Todes.

„Fahr wohl denn, treuer Mann, Gott gebe deiner Seele Frieden!“ sprach der junge Fürst, indem er, ein Bild blühendster Jugend und Kraft, neben dem abgezehnten Sterbenden stand, „und ihr“, fuhr er gegen die Knechte gemendet fort, „haltet bei dem Sterbenden treu aus und sorgt ihm für ein christlich Begräbniß! Wenn er zur Erde bestattet ist, dann folget uns auf dem Wege gen Deutschland nach und bringet mir Bericht von seinem Tode!“

„Es soll geschehen, Herr Herzog!“ antwortete Hans, „sorgt nicht, daß wir unsern Herrn verlassen, so lange noch ein Athemzug in ihm ist, oder daß wir zugeben, daß er ein nasses Grab in der Fluth des Tiber finde!“

Rothenburg entfernte sich. In der folgenden Stunde zog der Kaiser mit den beiden jungen Fürsten und dem dürftigen Reste seines Heeres hinweg aus Rom, wo er so glänzend als Sieger eingezogen war. Menschen hatten ihn nicht besiegt, aber Gottes allmächtige Hand hatte seinen Siegen eine Grenze gesetzt — sie hatte nicht gewollt, daß ein Scepter Deutschland und Italien vereine.

VII.

Hohenstaufe und Welf.

Während des ganzen Tages lag Siebeneichen wie leblos. Von Zeit zu Zeit bückte einer der beiden treuen Knechte sich nieder zu seinen Lippen, um sich zu überzeugen, ob noch ein Athemzug zu spüren oder ob das Leben unmerklich erloschen sei.

Ringsum in der sonst so geräuschvollen Weltstadt war's stille geworden. Kein Waffengeöse, kein Tritt gewappneter Ritter noch der Hufschlag eines Pferdes war mehr zu vernehmen; selbst der fröhliche Gesang der sorglosen Söhne und Töchter des sonnigen Roms, der sonst zu allen Zeiten in den Straßen erklang, war jetzt verstummt vor dem Kriegsschrecken und dem Grauen der Pest.

Von den Wänden blickte die Pracht der Bilder und Statuen nieder auf den fremden, bleichen Kranken,

der hier den stillen Kampf des Lebens mit dem Tode rang. Durch das Fenster winkten die farbenreichen Blüthen der südlichen Gewächse, buntgewirte köstliche Teppiche bildeten die Decken seines Lagers, der Becher, woraus seine Wärter die vertrockneten Lippen ihm neigten, war von Elfenbein, mit Gold ausgelegt — nur das Beste fehlte, die erfrischende Luft der deutschen Wälder.

Auch diese Nacht ging vorüber, ohne daß es mit dem Kranken zu Ende ging oder sonst eine Veränderung eintrat. Als aber der erste Sonnenstrahl des kommenden Tages ins Gemach fiel, schlug er die Augen auf. Verwundert glitt sein Blick im Gemache umher und blieb fragend auf Hans ruhen.

„Ihr seid in Rom, lieber Herr, und habt die böse Seuche gehabt; aber ich hoffe zu Gott, Ihr seid nun gerettet,“ sprach Hans, nahe ans Bett tretend. Der Kranke machte eine Bewegung, um Wasser zu verlangen. Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, schloß er die Augen wieder, aber nicht mehr in ohnmachtähnlicher Betäubung, sondern zu einem wirklichen, tiefen Schlummer.

Er schief bis zum folgenden Morgen. Als er die Augen aufschlug, war ihr Strahl helle. Lange ruhten sie auf dem an seinem Lager stehenden Knechte. Er schien in Nachdenken seine Gedanken zu sammeln. Allmählich wurde es klar in ihm. „Lebt der Kaiser?“ war das erste Wort, das über seine Lippen ging.

„Ja, Herr; auch die Fürsten von Rothenburg und Welf, aber sie haben Rom verlassen,“ lautete die Antwort des treuen Hans.

„Du bist bei mir zurückgeblieben sammt Kurt — wo sind die andern?“ fragte der Kranke weiter.

„Herr, sie sind todt!“ sprach Hans zögernd.

„Alle todt?“ wiederholte der Kranke wehmüthig. Er wollte weiter sprechen, doch nur unverständliche Laute waren vernehmbar, und wieder schloß ein erquickender Schlaf seine Augen. Nach kürzerem Zwischenraume erwachend verlangte er Nahrung. — Die Genesung hatte begonnen, sie schritt rasch fort, und die beiden Knechte waren nur um so aufmerkamer in der Pflege, je mehr sie sich überzeugten, daß ihre Hoffnung nicht vergebens sei. Hans, der am besten mit den Römern verkehren konnte, wußte täglich ein Huhn oder sonst ein Stück kräftigen Fleisches einzukaufen, obwohl die Lebensmittel in Folge der Anwesenheit des Heeres selten geworden waren.

Noch eine Woche, und der Ritter erhob sich zum erstenmale von seinem Lager, um einen Gang durchs weite Zimmer zu machen. Durch das geöffnete Fenster blickte der Himmel wieder in seinem herrlichen Blau, unten lag Rom so schön, so ruhig, wie an den Tagen der Feste, und doch war indessen der schreckliche Todesengel über der Stadt geschwebt, und der Tiber dort hatte Hunderte von Leichen in seinen Wogen fortgetragen!

Dem Ritter graute vor dieser schönen und herrlichen Stadt. „Morgen verlassen wir Rom!“ redete er Hans an.

„Morgen, Herr? Und doch vermochtet Ihr erst heute zum erstenmale vom Lager Euch zu erheben!“

„Wir ziehen in keinen Tagereisen. Sige ich zu Noß, so werde ich mich schon kräftiger fühlen. Völlig genesen kann ich erst, wenn ich Rom hinter mir habe,“ versetzte der Richter.

Noch einmal sammelte er in erquickendem Schlaf seine Kräfte. Morgens stärkte er sich noch durch einen Becher Falerner, dann ließ er sich von Hans die Rüstung anlegen, während Kurt die Rosse zäumte.

Wie hing das Kettenhemd so schlotternd um die abgemagerten Glieder! Der Ritter fühlte es, — um so fester suchte er aufzutreten, damit die Knechte den Mangel seiner Kraft nicht bemerkten. Hans hob ihn aufs Pferd; schwankend saß er anfangs im Sattel, während Hans, der neben ihm ritt, den Zügel seines Rosses lenkte. Langsam ritten sie so aus den Thoren von Rom. Doch hielt der Ritter den Ritt mehrere Stunden lang aus; die Luft stärkte ihn sichtbar.

In einer einsamen Herberge am Wege fanden sie Nachtlager. Am folgenden Tage vermochte Siebeneichen schon, sein Noß selbst zu lenken. Von Tag zu Tage, je mehr er sich kräftigte, wurden nun stärkere Tagereisen gemacht, denn es war des Ritters sehnlischer Wunsch, das Heer bald zu erreichen. Ueber den Weg desselben erhielten sie überall Kunde — das traurigste Wahrzeichen desselben waren die frischen Leichenhügel am Wege. Der Todesengel war der flüchtenden Schar gefolgt und ersah sich noch fortwährend seine Opfer.

Dagegen gewann Siebeneichen, der anfangs noch wie ein hohlhängiges Gespenst zu Pferde geseffen war, allmählich wieder die Farbe der Gesundheit. Sein Auge belebte sich, seine schlaffen Muskeln hatten wieder Spannkraft, seine Glieder Stärke erhalten.

So erreichte er um die Mitte Septembers Sienna. Er stieg dort vor dem kaiserlichen Palaste ab, wo die Wachen ihn, den man längst begraben wähnte, verwundert anstarrten. Niemand aber redete ihn an. Er fragte nach dem Gemache des Kaisers und wollte sich demselben melden lassen. Der Hauptmann der Wache aber deutete nur schweigend nach einer Thüre am Ende einer Gemächerreihe. „Geht hinein, dort ist der Kaiser!“ sprach er wortkarg, da Siebeneichen sein Verlangen wiederholte. Mit keinem Worte drückte er Freude oder Ueberraschung über des Ritters Genesung und Wiedererscheinen aus, obwohl sie beide stets in freundlichem Einvernehmen gestanden waren.

Der Ritter schritt den Gang entlang, Seine Tritte hallten auf den weißen Marmorplatten des Palastes wie in den verlassenen Räumen eines unbewohnten Schlosses.

Er öffnete die bezeichnete Thüre und stand im Vorzimmer eines größeren, verdunkelten Gemaches. Mehrere Ritter standen umher, sie blickten sich nach dem Eintretenden kaum um, kein Wort begrüßte ihn. Bekommen durch diesen Empfang trat Siebeneichen um einige Schritte vor gegen das innere Gemach. Dort stand der Kaiser. Seine markige Gestalt war unberührt von der Hand der Krankheit, aber welche düstere Linien hatte der Schmerz auf der majestätischen Stirne, in dem sonst so heiteren Antlitz gezogen!

Er blickte sich um, auch er hatte kein Wort, keine Bewegung der Ueberraschung und des Grufes für den Wiedergenesenen; nur mit leichter Handbewegung winkte er ihn, näher zu treten. Siebeneichen gehorchte, und nun erst fiel sein Auge auf ein im Hintergrunde des Gemaches stehendes Bette. Drin sah er einen Jüngling im letzten Kampfe liegen, — es war Fürst Friedrich der Welfe!

Wie verändert und doch wie scharf ausgeprägt in seiner Eigenthümlichkeit war dies Jünglingsantlitz, das sonst von Schönheit und Leben gestrahlt hatte! Wie todtbleich blinkte diese Stirne aus den schwarzen, verworrenen Locken! wie war der Feuerglanz des dunkeln Auges erloschen! Gebrochen war all die Jugendkraft der Gestalt, die schlaff, fast regungslos in den Rissen lag.

Zur Rechten seines Hauptes stand der Kaiser, zur Linken der Bischof, der den Sterbenden mit Gebeten unterstützte. Der Jüngling vernahm diese nicht mehr; sein erlöschendes Auge starrte in die Weite. „Rothenburg!“ murmelte er; „Friedrich, wo bist du? — Ich komme dir nach! Du ruffst mir — ja, ich komme — o Heimath!“

Noch ein Schauer durchzuckte sein Antlitz, dann ward es starr; ein leiser, letzter Athemzug — und sein Auge war gebrochen.

Stumm stand der Kaiser neben dem Todten. In seinen bleichen Zügen wühlte ein Schmerz, tiefer und erschütternder, je mehr der Kaiser jede Aeußerung desselben zu unterdrücken suchte. Stumm blieben nach seinem Beispiel auch alle umstehenden Ritter; man hörte nur leises Beten.

„Er ist dahin!“ Mit diesen Worten brach endlich Friedrich Barbarossa das hange Schweigen. „Gott nehme die Seele in seine Hände, den Leib bringen wir nach Deutschland! — O, Friedrich Welf, auch du! — Italien, Grab meiner Hoffnung und Freude!“

Rasch schritt er dann hinweg, nachdem er zuvor dem Todten die Augen zugeedrückt hatte. In verschlossenen Gemache, dem sich niemand nahen durfte, brachte er den Rest des Tages sammt der Nacht zu.

Erst als der Kaiser sich entfernt hatte, wagten die anwesenden Ritter fast sämmtliche welfische Vasallen, ihre Theilnahme laut zu äußern. Sie traten alle herzu um ihrem todtten Lehnsherrn noch ein letztes Lebenswohl zu sagen. Siebeneichen aber fiel es auf, daß Friedrich von Rothenburg beim Sterbebette seines Waffenbruders und Verwandten gefehlt hatte. Wohl mochte die Vorsicht des Kaisers ihn davon entfernt haben. Aber mußte es ihm nicht sehr schwer geworden sein, diesem Gebote zu gehorchen?

Er richtete eine Frage nach dem jungen Herzog an die Ritter. Betroffen schauten diese ihn an. „Folgt mir, Herr von Siebeneichen, ich führe Euch zu ihm!“ sagte mit düsterem Nachdruck Friedrich von Waldburg, der zu den Füßen des sterbenden Welfen gestanden hatte.

„Ich danke Euch,“ antwortete Siebeneichen erleichtert.

Dem Sterbezimmer gegenüber führte aus dem Vorzimmer eine weitere Thür in ein drittes Gemach. Eine Wache stand davor; auf einen Wink Waldburgs trat sie bei Seite. Auch hier innen war's dunkel, die Fenster waren schwarzverhängt wie die Wände — niemand war zugegen; inmitten des Gemaches aber stand, von brennenden Kerzen umgeben, ein geschlossener Sarg; eine Herzogskrone mit Schwert und Helm lag auf demselben.

Erbleichend, keines Wortes mächtig, schaute Siebeneichen den Ritter von Waldburg an.

„Hier liegt Friedrich von Rothenburg, des Königs Konrad einziger Sohn,“ sprach Waldburg, die Stimme zum Flüstern mäßigend, „hier ist alles, was von seiner Jugend Schönheit, alles, was von den Hoffnungen übrig blieb, die der Kaiser und das Reich auf ihn gesetzt! Hier liegt er und wartet auf Friedrich den Welfen, daß er an seine Seite zu liegen komme!“

„O mein Gott!“ rief Siebeneichen aus, indem er an dem Sarge niedersank und sein Haupt, vom Schmerz überwältigt, auf diesen niederlegte. „Warum du, mein Herzog, in der Fülle deiner Jugendblüthe?“ rief er aus; „du, die Hoffnung Schwabens, des Reiches? Warum durfte ich nicht für dich sterben, mit dessen Schutze ich betraut war?“

Da legte Waldburg die Hand auf seine Schulter. „Steht auf!“ sprach er ernst; „laßt den Todten die Ruhe! Ihre Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual mag sie mehr berühren. — Die Lebenden aber stehen noch in Kampf und Noth. Ist Euch das Leben wirklich leid, Herr Ritter, so mag Euch leicht Gelegenheit werden, es theuer zu verwerthen!“

„Was meint Ihr damit?“ fragte Siebeneichen.

„Wisset Ihr nicht, daß ganz Oberitalien in Aufruhr steht? Die verrätherischen Welschen, die noch eben erst dem Kaiser gehuldigt, haben kaum von seinem Unglück gehört, als sie die Bande der Treue zerrissen und sich gegen ihn verbündet haben. Todt oder lebendig wollen sie den Kaiser in ihre Gewalt bringen; alle Gebirgspässe sind schon von ihnen besetzt, der Weg nach Deutschland ist abgeschnitten. Unser sind nur noch wenige. Ihr habt Euer Leben nicht für den Herzog opfern können; darum erhaltet es für den Kaiser, welcher der treuen Männer jetzt bedarf!“

„Ich bin bereit,“ sprach Siebeneichen, durch die Schreckensnachricht aus der Betäubung des Schmerzes geweckt. Noch einen stummen Blick warf er auf den Sarg — dann schritten beide Männer hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Christenmord des Jahres 1860.

Auf dem Gebirge Libanon wohnen seit vielen Jahrhunderten beisammen die Drusen, eine muhammedanische Secte, und die Maroniten, die mit der römischen Kirche in Verbindung stehen. Zwischen diesen trat, nachdem sie von Alters her friedsame Nachbarschaft gepflogen hatten, allmählich eine tiefe, bittere Feindschaft ein, und durch ihre Priester, sowie durch jesuitische Sendlinge aufgereizt und auf französischen Beistand sich verlassend begannen die Maroniten nicht lange nach der Wiederherstellung der türkischen Macht ihre Unabhängigkeit gegenüber den drusischen Scheiks, denen man sie unterstellt hatte, mit den Waffen zu behaupten. Im Jahre 1842 machte die türkische Regierung einen Versuch, die Angelegenheiten auf dem Libanon zu ordnen, indem sie Omar Pascha als Regierungscommissär abordnete und ihm einen Rath von vier Drusen und vier Maroniten zur Seite stellte. Doch es gab keine Ruhe, und als Omar eine allgemeine Entwaffnung anstrebte, erhoben sich die Drusen gegen ihn und belagerten ihn in einer Bergfesten, bis er auf den Rath der Großmächte abberufen wurde und jede der beiden Parteien einen eigenen Gouverneur erhielt. Im Jahre 1845 brachen neue Unruhen aus; die Maroniten griffen wieder zu den Waffen, wurden aber von den Drusen mit Hilfe der Türken überwunden. Eine oberflächliche Aussöhnung hielt kaum so lange vor, als die Friedensstifter an Ort und Stelle waren. Auch als die Pforte 12,000 Mann Militär nach dem Libanon schickte und eine Reconstruction der Verhältnisse vornehmen ließ, kam keine gründliche Abklärung der Dinge zu Stande.

Unter den Orten, die unter diesen Unruhen in der Regel am schwersten betroffen wurden, war Deir el-Kamr, ein Städtchen mit einer ausschließlich christlichen Bevölkerung inmitten einer drusischen Umgebung.

Im Juni des Jahres 1860 schlug das Feuer des Kampfes, das man nur nothdürftig mit Asche zugedeckt hatte, plötzlich wieder in hellen Flammen empor. Die Drusen warfen sich auf Deir el-Kamr und plünderten es; nachdem sie dann Zahleh genommen und verbrannt hatten, kehrten sie zurück um das Werk der Zerstörung

zu vollenden. Die unglücklichen Einwohner beschloffen, ihr armes Leben bis auf die letzte Kraft zu verteidigen, denn sie konnten sich wohl denken, daß es jetzt zum Schlimmsten kommen würde. Zwar der türkische Gouverneur, der vierhundert Mann Kriegsvolk im Schloß und noch dreihundert Mann in der Nähe hatte, erklärte ihnen, sie hätten nichts zu befürchten, wenn sie sich ihm anvertrauen und ihre Waffen an ihn abgeben würden. Er ließ sie mit allen ihren Kostbarkeiten ins Schloß kommen, und bald waren Männer, Weiber und Kinder unter seinem Schutz daselbst zusammengedrängt. So lagen die Dinge, als die Drusen wieder vor das Städtchen rückten. Einer ihrer Führer erschien am Schloßthor und verlangte eine Unterredung mit dem Gouverneur. Sie wurde gewährt und mit leiser Stimme gepflogen. Jetzt war sie zu Ende. Noch eine letzte Frage von Seiten des Drusen, auf welche der Gouverneur zur Antwort gab: „Hepp!“ d. i. „Alle.“ Darauf zog der Druse ab. Wenige Minuten später aber wurde das Schloßthor weit aufgethan, und herein stürzte die wilde Horde der Drusen. Zwölf hundert Christen, alles was männlich war, wurden an jenem Schreckenstage von den Drusen unter Mithilfe der türkischen Besatzung niedergemacht.

Damascus, die uralte Stadt, in welcher Paulus der Apostel seine ersten Predigten im Dienste des Gekreuzigten hielt und zuerst die Bitterkeit der Verfolgung schmeckte, die er selber mit anderen geschürt hatte, barg am Montag, den 9. Juli 1860 beim Sonnenaufgang etwa dreiundzwanzig tausend Christen, darunter siebentaufend Flüchtlinge vom Libanon. Die Christen bewohnten einen besonderen Stadttheil, die Gegend in der Nähe des östlichen Thores zu beiden Seiten der Straße, „die da heißet die Richtige“ (Apostelg. 8, 11.), und hatten sich in keiner Weise an dem Streit der Parteien auf dem Libanon betheiligt. Kein Druse war in der Stadt, und zwischen den Christen und ihren türkischen Mitbürgern schien der tiefste Friede zu walten, bis ohngefähr vierzehn Tage vor dem oben bezeichneten Montag Drohungen laut wurden, die den Christen, die fast gänzlich unbewaffnet waren, einige Unruhe bereiteten. Um keinen Anlaß zu einem offenen Ausbruch der Feindseligkeiten zu geben, schlossen sich die meisten christlichen Bürger in ihre Häuser ein, und Tage lang sah man wenige von ihnen auf den Straßen. Doch ließ sich ja eine gänzliche Abschließung aller nicht ein- und durchführen, und so kam es vor, daß Muhammedaner auf die Straßen Kreuze zeichneten und die Christen, welche solche Stellen passirten, zwingen, darauf zu treten. Die Polizei schritt gegen diesen Unfug ein und setzte einige Verüber desselben fest. Dies Vorgehen erregte aber die Erbitterung des muhammedanischen Pöbels, und kurz nach der Mittagsstunde des 9. Juli, gegen zwei Uhr, ertönte der Schlachtruf: „Allahu Akbar!“ in den Straßen, und ein aufgeregter Volkshaufe wälzte sich auf das Christenviertel zu. Ein Engländer, der in der Stadt wohnte und die allgemeine Achtung der Türken genoß, wurde des Hausens ansichtig und errieth, was man im Sinne hatte; er trat deshalb muthig der Menge entgegen und versuchte, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Doch unbeachtet verhallten seine Worte, und hätte nicht ein ihm befreundeter vornehmer Muhammedaner ihn rasch von der Straße geschafft, so wäre der wackere Engländer ohne Zweifel selber als erstes Schlachtopfer zertreten worden.

Wie ein rollender Schneeball wuchs der Pöbelhaufe von einer Straßenecke zur andern, indem immer neue Gesellen mit Flinten, Pistolen, Dolchen, Nerten, Knütteln und was sonst zur Hand gewesen war bewaff-

net sich dem Zuge angeschlossen und in das Kampfgebrüll einstimmten. Dazwischen waren die kreischenden Stimmen der Weiber hörbar, welche die Männer zum Vorgehen anfeuerten. Als sie auf der „Richtigen“ Straße angekommen waren und das Christenviertel erreicht hatten, machten sie einen Augenblick Halt; dann erfolgte sofort ein Anlauf auf das Haus des russischen Consuls, eines Griechen, der bei den Muhammedanern besonders übel angeschrieben stand. Die Thüre war stark, gab aber bald den gegen sie geführten Anstößen nach. Die Bewohner des Hauses waren wie erstarrt vor Entsetzen und machten keinen Versuch Widerstand zu leisten. In einem Augenblick waren alle männlichen Anwesenden niedergemacht. Von einer Stube zur andern stürzte der Haufe, um des Consuls habhaft zu werden, der vor einer kleinen Weile hinausgegangen war. Als sie ihn nicht fanden, schleppten sie die Frauen in den Hof und behandelten sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit. Dann plünderten sie das Haus und steckten es in Brand. Dies war der erste Act des Trauerspiels.

Haus für Haus wurde hierauf in ähnlicher Weise erbrochen. Die männlichen Bewohner vom Greis bis zum Säugling, wurden ermordet, die Frauen vergewaltigt, die Kostbarkeiten weggetragen, schließlich die Feuerbrände angelegt. Die Nacht brach herein, aber das Morden, Rauben und Sengen hörte nicht auf. Die Flammen der brennenden Häuser verbreiteten ein düsterröthliches Licht über die ganze Stadt und beleuchteten in den blutbespritzten Straßen und Gassen Grenelsszenen, wie sie die Welt selten gesehen hat.

Daß es sich hier nicht um Rache an einzelnen Personen oder Familien, sondern um Ausrottung der ganzen christlichen Einwohnerschaft der Stadt handelte, war bald nach Beginn des Gemetzels nicht mehr zu bezweifeln. Wer daher irgend konnte, suchte sich durch schnelligste Flucht zu retten. Viele suchten Zuflucht bei befreundeten türkischen Familien, mußten aber bald erfahren, daß hier die Freundschaft aufhörte und der Fanatismus alle anderen Rücksichten zurückdrängte. Vielen der Schutzsuchenden wurde sofort die Thüre gewiesen; andere wurden geradezu dem wüthenden Pöbel ausgeliefert und so dem sicheren Tode preisgegeben. Einer ziemlichen Anzahl gelang es jedoch, aus der Stadt zu entkommen; andere fanden Bergung im Schloß, noch andere in der Wohnung des Abd-el-Kader, der zwar ein eifriger Muhammedaner war, aber das Blutbad nicht billigte und es gerne verhindert hätte.

Der Pascha hatte von dem beabsichtigten Ausbruch genügende Kunde gehabt, und ein Duzend Polizeidiener oder eine Handvoll Soldaten hätten, noch als des Consuls Wohnung gestürmt war, des Pöbels ohne große Mühe Herr werden können. Als aber am Abend des ersten Tages ein Trupp türkisches Militär und eine Abtheilung Stadtpolizei an Ort und Stelle commandirt wurden, machten sie sofort mit dem Haufen gemeinschaftliche Sache, und man sah Soldaten und Bürger um die Wette morden und rauben und brennen. Wo in einem Hause Widerstand geleistet wurde, legte man ohne Zögern Feuer an, und wenn dann die unglücklichen Einwohner, alte und junge, Männer und Frauen aus der brennenden Wohnung zu entweichen suchten, wurden sie von den Soldaten mit Bajonetten empfangen und in die Flammen zurückgetrieben. Bisher hatte nur der niedrigste Pöbel sich an dem Aufstand betheiligt. Als man aber sah, daß die Soldaten, anstatt gegen die Gewaltthätigkeiten einzuschreiten, mit den Mordgesellen und Brandstiftern Brüderschaft machten, wurde die Betheiligung allgemein, und damit war

das Schicksal der armen gehegten Christen bestiegelt. Um die Blutarbeit gründlicher zu betreiben, ging man nach einem wohl angelegten Plan zu Werke. Ein starker Wind wehte vom Westen her, und diesen beuteten die Angreifer für ihren Zweck aus. Man ging von Westen nach Osten vor, ließ das Feuer, das der Wind von Straße zu Straße trieb, als Vortrab vor sich hergehen und rückte mit scharfen und stumpfen Mordwerkzeugen nach. Drei Tage und drei Nächte hindurch wurde das Morden, rauben und Brennen ununterbrochen fortgesetzt, und erst als alles, was des Mitnehmens werth war, weggeschleppt, jedes Haus eingäschert und jeder männliche Christ ermordet oder an einen sicheren Ort geflüchtet war, trat Stillstand ein.

Unter den Schlachtopfern war auch der Pastor William Graham, Missionar der irischen Presbyterianer. Beim Ausbruch des Blutbades sah er einen jungen Christen blutend und sterbend auf der Straße liegen. Ohne an die Gefahr zu denken, in der er selber schwebte, lief er eiligst nach einem Arzt, war aber nicht weit gekommen, als ihm die Mordbande auf den Fersen war und er daran denken mußte, sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Er floh in das Haus eines Muhammedaners, fand aber, nachdem er sich mit Mühe und Noth Einlaß verschafft hatte, daß der Hausherr selber einer der eifrigsten unter den Mordgefahren war. In der Nacht gelang es ihm, sich in das Haus eines andern Türken zu flüchten. Als aber der Mustafa Bey, bei dem er zuerst Zuflucht gesucht hatte, von seinem Aufenthaltsort Kunde bekam, schickte er eine Anzahl seiner Leute zu ihm und ließ ihm melden, er habe Auftrag, ihn und andere Flüchtlinge unter genügender Bedeckung in das Haus des englischen Consuls bringen zu lassen. Graham und andere leisteten dieser verrätherischen Botschaft Folge und vertrauten sich der an sie abgeordneten Mannschaft an; kaum aber waren sie im Freien, als die Mordhunden ihrer Instruction gemäß über sie herfielen und sie auf offener Straße zusammenschossen. G.

(Schluß folgt.)

Doch ein Missionsbeitrag.

(Aus dem Schwedischen. *)

Es war eine herrliche Missionsstunde. Die Kirche war gedrängt voll. Der Pastor redete ernste und herzliche Worte von den zwei Stücken, deren ein Jeder, der seinen Heiland lieb hat, sich aus herzlicher Liebe und Dankbarkeit befleißigen soll, daß er nämlich zuerst dem Missionswerk mit gläubigem G e b e t folge, und dann auch gerne g e b e zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Der Gottesdienst war geschlossen und die Versammlung ging auseinander. Ein altes Paar, das wohl am Ende der Siebziger stehen mußte, ging ernst und schweigend seines Wegs. Es war ein altes Ehepaar, das ganz alleine wohnte, sparte und arbeitete, er am Webstuhl, sie am Rocken. Sie verdienten zusammen drei Mark und fünfzig Pfennige (etwas über einen Thaler) die Woche. Von diesem Gelde mußte die Miethe bezahlt, Feuerung, Kleidung und Nahrung angeschafft werden. Sie hatten beide sparen gelernt, und mit großer Genügsamkeit und bei schmalen Bissen konnten sie sich so zur Noth durchschlagen. Ja sie hatten mehrere Monate lang jede Woche 10 Pfennige (etwa 6 Cents) zurückgelegt, das sollte zu ihrem Begräbniß liegen bleiben. Schweigend gingen beide dahin. Daheim angekommen kleideten sie sich um und die Frau machte Feuer an. Ohne ein Wort zu sagen

asien sie ihr Abendbrot. Als das auch vorüber war, fing der Mann an: „Mütterchen, es geht mir im Kopfe herum, daß wir gar nichts thun für Gottes Sache, die Mission. Wir wissen doch ganz wohl, was wir am Herrn unserm Gott haben, und ich möchte doch ihm zu Gefallen gerne etwas thun.“ —

„Wenn ich nur wüßte, wie,“ sprach die Frau ernst.

„Siehst du,“ fuhr er fort, „ich habe schon an die Begräbnißkaffe gedacht; aber da treten wir dem Nächsten zu nahe, der dann für uns bezahlen muß.“

„Nein, das geht nicht,“ sagte die Frau; „und wenn ich auch sagen wollte, wir wollen weniger essen, so ist auch das nicht wohl möglich; denn wir essen uns ja so schon nie ordentlich satt, und wenn wir noch weniger essen, werden wir gar krank; und was dann?“

„Na ja,“ schloß der Mann die Besprechung, „wir wollen es dem Herrn überlassen, und wenn der uns den rechten Weg zeigt, so wollen wir denselben gehen.“

So gingen sie zur Ruhe, müde und matt nach dem langen Weg.

Zwei Monate waren vergangen. In jenem Jahr kam der Winter so früh mit Schnee und Eis, daß es eine schwere Zeit war für die Armen. Da klopfte es eines Tages an des Pastors Thüre. Die alte Frau vom Berge ist da. Sie schaut ganz vergnügt drein. „Herr Pastor,“ sagt sie, „ich habe etwas für die Missionskaffe. Mein Mann und ich möchten gerne dem Heiland durch eine Gabe für die Heiden zeigen, daß er uns im Leben und im Tode so viel und Großes gilt.“ Dabei nahm sie aus einem zusammengewickelten Papier drei Cent. —

Dem Pastor wird wunderlich zu Muth. Die Beiden sind mit die ärmsten alten Leuten in seiner Gemeinde. Er kennt sie gut genug und weiß, wie schwer bei ihnen die Noth oft drückt, wenn die Arbeit knapp ist, oder das Wetter und der Weg zu schlecht, die Arbeit abzuliefern. Er schaut gerührt das Mütterchen an und spricht: „Wie habt Ihr das möglich gemacht?“

„O,“ sagte sie vergnügt, „der liebe Heiland hat es mir ins Herz gegeben. Seit der letzten Missionsstunde habe ich alle unsere Kartoffelschalen gesammelt — es sind ohngefähr zehn Kartoffeln den Tag — habe sie getrocknet, in einen Sack gethan und aufgehoben. Heute habe ich sie zur Nachbarsfrau getragen, die so viele Schweine hat; die thut sie ins Futter, und dies Geld hat sie mir dafür gegeben.“

Fröhlich machte sie sich wieder auf den Heimweg, und der Pastor sah ihr lange nach, wie sie auf ihren Stab gelehnt mühsam die steile Straße bergaufwärts schritt. G.

Hilda, die Sachsenjungfrau.

Der Stadt Schleswig gegenüber liegt eine uralte Kirche aus großen Quadern erbaut. Diese ist durch den Erbauer berühmt. Ansgar, der Missionar des Nordens, soll diese Kirche erbaut haben. Er wurde 801 in Frankreich geboren, wurde Mönch und folgte dem Ruf des deutschen Kaisers als Missionar nach Dänemark. Auch nach Schweden kam er und wirkte mehrere Jahre daselbst. Dann landete er 854 in Hamburg, erbaute eine Kirche, richtete Schulen ein und bildete Knaben, die er aus der Sklaverei loskaufte, zu Lehrern des Evangeliums aus.

König Harald in Dänemark war ein Heide. Als er von seinen Feinden vom Thron gestoßen wurde, wandte er sich 814 an den deutschen Kaiser, Ludwig den Frommen, um Unterstützung. Der versprach ihm,

das Reich wieder erobern zu helfen, wenn er den christlichen Glauben in seinem Lande verbreiten würde.

Harald versprach's. So wurde er selbst und seine Familie 826 in Mainz getauft. In Begleitung des Kaisers zog er dann wieder in Dänemark ein. Ansgar zog als Bote des Evangeliums mit. Die Häuptlinge der Sachsen hatten sich versammelt, um den zurückkehrenden König zu begrüßen. In ihre Felle gekleidet, das Haar in langen Locken und auf die Schulter fallend, das Schwert gesenkt in ihrer Rechten und an der Linken den Schild, so gingen sie, entblößten Hauptes, dem Könige entgegen. Mädchen in langen Gewändern trugen die Bilder ihrer Götter voran. Dann folgte der greise Häuptling Ethelrich. An seiner Seite ging seine 15jährige Tochter Hilda.

König Harald sprengte heran. Die Häuptlinge der Sachsen baten um Verzeihung für den früheren Abfall und gelobten ihm Gehorsam und Treue. Der König versprach, als christlicher Fürst ihnen zu verzeihen. Dann winkte er Ansgar, der in priesterlicher Kleidung, ein Kreuzifix in seiner Hand, herbeitrat, und sprach zu den Häuptlingen: „Sachsen! hier seht ihr einen Priester des Gottes, dem ich jetzt diene, und zu dem ich Euch zu führen wünsche. Ich fordere von Euch, nehmt ihn auf in Eure Stadt und laßt ihn Euch den Glauben lehren. Ethelrich, dich, das Haupt des tapferen Sachsenstammes, mache ich für jede Kränkung, die dem Priester widerfährt, verantwortlich. Ethelrich, tritt vor, beuge dich vor dem Bilde seines und meines Gottes, das er trägt.“

Mit diesen Worten des Königs ging ein leises Murren durch die Reihen der Sachsen. Ethelrich trat vor und ging auf den Priester zu. Da hielt ihn plötzlich eine Hand zurück. Hilda, seine Tochter, trat vor ihn: „Vater, du willst dein Haupt vor fremden Göttern beugen? Du willst treulos die Götter unserer Väter verlassen?“ Der greise Häuptling erschrak. Lauter Beifall erscholl aus den Reihen seiner Genossen. König Harald aber riß das Schwert aus der Scheide und schrie im Zorn: „Kniee nieder oder ich durchbohre dich auf der Stelle!“ Ethelrich blieb trotzig stehen. Da trat Ansgar dem König entgegen: „Laßt es gut sein, mächtiger Fürst. Ich bin nicht gekommen Blut zu vergießen, sondern das Evangelium des Friedens zu verkünden. Christus siegt nicht mit dem Schwert, sondern durch die Macht seiner Liebe.“ Dann wandte sich Ansgar zu den Häuptlingen: „Geht hin in Frieden!“ Die Rede des frommen Sendboten machte tiefen Eindruck. Die Sachsen versprachen, ihn unter sich wohnen zu lassen. Ansgar predigte fortan und sammelte bald eine kleine Gemeinde.

Hilda war's, die den Vater in der Feindschaft gegen den neuen Glauben bestärkt hatte. Doch hatte sie der barmherzige Gott zur Jüngerin berufen. Ansgar gewann ihre Achtung. Sie hörte die Predigt wieder und wieder; die wunderbaren Worte vom Heiland bewegten ihr Herz und erfüllten ihre Seele. Ihr Vater blieb dem Evangelium feindlich. Doch hielt er sein Versprechen und ließ nicht zu, daß Ansgar gekränkt wurde. Da brach plötzlich ein Sturm los, der das ganze Glaubenswerk mit einem Schlag zu vernichten drohte.

König Harald fiel wieder vom Christenthum ab. Er that den Häuptlingen der Sachsen kund, daß er wieder zum alten Glauben ihrer Väter zurückgekehrt sei. Da berief Ethelrich die Häuptlinge seines Bezirks zusammen. In einem mit heidnischen Götterbildern geschmückten Saal seines Hauses fand unter dem Schein düster brennender Fienfakeln die Versammlung statt.

*) „Aug. och Miss.“ XXV, 1.

Der Grimm der Heiden brach in hellen Flammen aus. Die Häuptlinge beschloffen, die Christen auszurotten.

Hilda hatte den Beschluß vernommen. Noch in der Nacht eilte sie in die Wohnung des Priesters. Die Gemeinde war im Kirchlein versammelt. Da stürzte Hilda hinein und rief: „Ansgar, fliehe, fliehe noch in dieser Nacht!“ Sie theilte mit, was in ihres Vaters Hause beschloffen worden war. Aber Ansgar konnte sich so rasch nicht entschließen, zu fliehen. Hilda beehrte noch in dieser Nacht durch die heil. Taufe aufgenommen zu werden in die christliche Gemeinde. Ihre Bitte sollte erfüllt werden.

Schon war sie an den Taufstein geführt. Da hörte man draußen Pochen und wilden, rohen Lärm. Die Christen flohen bestürzt nach dem Altar und sammelten sich um ihren geliebten Lehrer. Da verlangte man Einlaß im Namen Ethelrich's, des Häuptlings.

Die Männer wurden bleich, die Frauen weinten. Nur Ansgar blieb gefast und erinnerte die Gemeinde an ihr Gelübde, Leib und Leben für ihren Heiland dahinzugeben. Da verstummte das Geschrei vor dem Kirchlein. Die Gemeinde bot Ansgar zu fliehen. Er versprach's. Dann wandte er sich zu Hilda und taufte sie im Namen des dreieinigen Gottes. Da plötzlich krachte es hinter dem Altar. Die ganze Wand hinter dem Altar brach hernieder, und die rothe Gluth des Feuers schlug in die Kirche. An einem stehen gebliebenen Balken der hintern Wand lehnte eine hohe Leiter. Auf derselben erblickte man die wilden Gestalten der rohen Heiden, welche mit teuflischer Freude und grimmigem Haß auf die Gemeinde niederblickten. Die Thüren waren von außen verrammelt, die Flammen leckten prasselnd an den Wänden entlang. Nach kurzer Zeit brach das Gotteshaus über den sterbenden Christen zusammen. Ein rauchender Schutthaufen bedeckte und begrub die ganze Schaar.

Nur noch der eine Balken hinter dem Altare stand. Noch lehnte die Leiter an demselben. Noch stand ein Mann auf einer ihrer Sprossen. Es war Ethelrich. Der alte Häuptling hatte gerathen, die Kirche in Brand zu stecken. Er selbst hatte die Leiter bestiegen, um den Tod der verhassten Christen mit anzusehen. Als er aber am Taufstein seine geliebte Tochter erblickte, hatte Verzweiflung sein Herz erschüttert. Das Feuer hatte die Gewänder Hildas ergriffen und die niederstürzenden Balken alles in dichten Rauch gehüllt. Ethelrich starrte noch immer nach dem Ort, wo er seine Tochter erblickte. Als man den Greis mit Gewalt von der Leiter herabzog, war die Sehraft seines Auges erloschen, und als Blinder wurde er von dannen geführt. Auch seine Kraft war gebrochen, mit zitternden Knieen wankte er einher.

Ansgar war wie durch ein Wunder entkommen. Er ging nach Schweden. Im Jahre 850 kam er wieder und baute dort, wo das hölzerne Kirchlein von den Flammen verzehrt worden war, die steinerne Kirche, die heute noch steht. Als Bischof von Hamburg und Bremen ist er am 3. Februar 865 eingegangen zu seines Herrn Freude.

Kirchweihe zu Lyons, Wis.

Nachdem die ev.-luth. Gemeinde in Lyons, Wis. mit des Herrn Hülfe ihren neuen Kirchbau vollendet hatte, sollte am 16. Sonntag nach Trinitatis, den 24. September d. J., die feierliche Einweihung stattfinden. — Schön und herrlich brach der Sonntag Morgen an, und bald belebte sich die Straße von Burlington nach

Lyons mit Fuhrwerken, welche Festgäste vom ersteren Orte nach Lyons bringen wollten. Dazwischen schritten mehrere Fußgänger, Männer und Weiber, rüstig voran, dem Festorte zu. Auch aus den benachbarten Gemeinden Elthorn u. s. w. hatten sich ein: Anzahl Leute auf den Weg gemacht, um in Lyons mitzufeiern, und an der Festfreude Theil zu nehmen. Und eine Freude war es, das geschmückte Kirchlein zu sehen, das Frauenhände gar sinnig mit Blumen und Laubgewinden geziert hatten. Eine größere Freude gewährte jedoch die Einweihung selbst. Um 10 Uhr Morgens begann die Feier indem der Ortspastor A. Riefeld vor dem neuen Gotteshause eine kurze Ansprache hielt, worauf gesungen wurde: Thut mir auf die schöne Pforte etc. — Dann öffnete Herr Pastor Riefeld im Namen des Dreieinigen die Thüren des neuen Gotteshauses, und alsbald wurde dasselbe von einem Ende bis zum andern so besetzt, daß kein Räumlein leer blieb. Nach dem Gesange: Allein Gott in der Höh sei Ehr etc. hielt der Ortspastor die übliche Liturgie. Sodann erklang das Lied: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren etc und darauf vollzog Herr Pastor Riefeld unter Assistentz der Pastoren Dejung und Bühring den eigentlichen Weiheact, wobei die Kirche den Namen Ev.-Luth. St. Pauls-Kirche erhielt. Nach abermaligem Gemeindegesange hielt dann Herr Pastor Riefeld die Weihepredigt über 2. Mose 20, 24. Sein Thema war: Die Stiftung des Gedächtnisses des Namens Gottes. — Gemeindegesang, Collecte und Segen beschloß die Feier am Morgen. — Etwa um 2 Uhr Nachmittags versammelte sich die Gemeinde abermals im neuen Gotteshause. Der Unterzeichnete predigte in englischer Sprache über Ps. 84. — Dann hielt Herr Pastor Dejung eine deutsche Predigt über Ps. 75, 2. Er zeigte, wie die Gewißheit der Nähe Gottes in diesem neuen Gotteshause uns verpflichtet zum innigen Danke. Zum Schluß redete dann Herr Pastor Riefeld noch einige Dankes- und Mahnworte, und ertheilte der Gemeinde den Segen des Herrn. — So schloß die schöne Feier, an die gewiß alle Theilnehmer noch lange mit Freuden denken werden.

Ermähnt sei aber noch des Burlingtoner Singchors. Sowohl die mehrstimmig gesungene Liturgie, als auch der Vortrag einiger drei- und vierstimmiger Lieder und Chorstücke erhöhte Vor- und Nachmittags die Feier nicht wenig.

Die Collecte zur Deckung der noch vorhandenen Kirchenschulden betrug Vormittags \$45.23, Nachmittags \$24.35, also im Ganzen \$69.58.

Der Herr aber sei gelobt für Alles.

W. Bühring, Pastor.

Studentenangelegenheit.

Bei dem im Westen herrschenden Predigermangel ist es gewiß ein erfreuliches Zeichen, daß sich immer mehr Jünglinge melden, die willig sind, sich für den Dienst des Reiches Gottes in Schule und Kirche vorzubereiten. Nicht minder erfreulich ist es, daß sich unsre Synode willig und bereit erklärt hat, arme Studenten aus unsern Gemeinden zu unterstützen. Aber mit dieser Willigkeitserklärung ist die Sache nicht gethan, es muß die That folgen, d. h. es müssen Beiträge für diesen Zweck gegeben und dem Schatzmeister der Studentenkasse, Pastor Bender, übermittelt werden. Weinade das ganze Jahr ist er in Verlegenheit wegen der zu zahlenden Summen. Werthe Amtsbrüder und Gemeinden! Es muß anders werden in dieser Sache. Der barmherzige Gott hat uns dieses Jahr eine reiche

Ernte bescheert, darum sollen wir unsere Dankbarkeit damit beweisen, daß wir ernstlicher als früher die Zwecke des Reiches Gottes fördern helfen. Wie wäre es, wenn am Reformationsfest in jeder Gemeinde eine Collecte für diesen Zweck erhoben würde? Der treue Gott mache selbst die Herzen willig zu seinem Dienst.

A. Kuhn,

d. J. Präses der ev.-luth. Synode von Minn.

Schulweihe.

Am 17. Sonntag nach Trinitatis hatten wir die große Freude, unser neues, stattliches Schulhaus einweihen zu können.

P. H. Hölzel.

Missionsfeste.

Am 14. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinden Morrison und Reedsville ihr gemeinsames Missionsfest, woran sich auch die Gemeinden in Brightstown und Cooperstown, sowie die zur ehrw. Missouri Synode gehörige Schwestern-Gemeinde in Morrison beteiligten. Vormittags predigte Herr Pastor Popp von Brightstown; Nachmittags Herr Pastor Töpel von Reedsville und der Unterzeichnete. Die Collecte betrug \$89.

Ch. Rök.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis, den 24. September feierte die Gemeinde des Herrn Pastor Ph. Hölzel zu Fond du Lac ihr jährliches Missionsfest. Die Festprediger waren: Herr Pastor Rök aus Morrison, Herr Pastor Wambsgang jr. aus Hancock, Mich. und der Unterzeichnete. Die Collecte betrug \$52.55.

E. Moz.

Am 17. Sonntag nach Trinitatis feierte die ev.-luth. Zionsgemeinde in Columbus ein Missionsfest, zu welchem auch mehrere Glieder der Gemeinde in Beaverdam erschienen waren. Vormittags predigten die Pastoren Hoffmann und Mühlhäuser und am Nachmittage Pastor F. J. Meyer und der Unterzeichnete. Die Collecten ergaben den Betrag von \$46.35, welcher theils für unsere Anstalt in Watertown, theils für die Negermission bestimmt wurde.

A. F. Siegler.

Am 17. Sonntag nach Trinitatis, den 1. October d. J. feierte die ev.-luth. Immanuel-Gemeinde in Farmington, Jefferson Co., Wis., in ihrer von einer Anzahl Jungfrauen geschmückten Kirche ein „Erntedank- und Missionsfest“. In der zahlreichen Versammlung befanden sich auch Festgäste von außerhalb. Der Unterzeichnete hielt zuerst die Erntedankfest-Predigt über Jer. 5, 24; sodann hielt Herr Prof. Snyder einen eindringlichen Vortrag über Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Da außer ihm kein Festprediger erschienen war, wurde die Feier nach diesem Vortrage mit einem Lobliede geschlossen.

Die Fest-Collecte ergab den Betrag von \$39.75, welcher der inneren und der Heiden-Mission überwiesen ist.

A. Denninger.

In der ev.-luth. Kirche zu Hustisford, Dodge Co., Wis., feierten am 17. Sonntag nach Trinitatis die zur Parochie des Herrn P. Ph. Köhler jr., gehörenden Gemeinden ihr Missionsfest, wozu auch mehrere

Gäste aus der Gemeinde in Juneau erschienen waren trotz des etwas unfreundlichen Wetters. Ihre Liebe zur Sache des Reiches Gottes bethätigte die Festversammlung durch eine Collecte im Betrage von \$57.85, wovon \$40 zum Besten unserer Anstalten, der Rest für Negermission und And. bestimmt wurden. Des Vormittags predigten Herr P. Hartwig aus Juneau und der Schreiber dieses, des Nachmittags Herr P. Petri aus Lake Mills. Der Ortspastor versah den Altar-Gottesdienst.
E. N o t.

Kirchliche Nachrichten.

— In dem Artikel „Zu besserem Verständniß“ auf S. 23 der vorigen Nummer, dem wir übrigens vollständig beistimmen, ist der Schlusssatz von den Worten an: „Wenn ferner unsere Synode“, in Folge eines Mißverständnisses mit über Prof. Ernsts Namen gekommen und soll als ein Zusatz von uns betrachtet werden.

— Officielle Berichte der Polizei von Philadelphia geben an, daß Nachsuchungen angestellt worden sind nach 195 entlaufenen Kindern, von denen 45 wiedergefunden und ihren Eltern wieder zugestellt werden konnten. Die Hälfte dieser Knaben und Mädchen waren durch das Lesen billiger Romane zu ihrem unglückseligen Beginnen verleitet worden. Ein neuer Beweis von der Wichtigkeit dessen, was wir in Nummer 1. des laufenden Jahrgangs unseren lieben Lesern zur Beherzigung vorgelegt haben in dem Artikel: „Was lest ihr? Was laßt ihr eure Kinder lesen?“

— In einem Aufruf an die Freidenker in den Vereinigten Staaten schreibt ihr Blatt, der „Boston Investigator“: „Es hilft nichts, Freidenker! Ihr müßt entweder eure Existenz als Freidenker aufgeben, oder ihr müßt es den Christen nachmachen und euch daran gewöhnen, beständig und regelmäßig für eure Sache Gaben darzubringen.“ In derselben Nummer theilt das Blatt mit, daß die christlichen Gemeinden in America jährlich \$175,000,000, sage hundert und fünfundsiebzig Millionen Dollars, zur Erhaltung und Ausdehnung des öffentlichen Gottesdienstes aufbringen. Das nimmt sich freilich anders aus, als wenn der Schatzmeister des deutschen Freidenkerbundes bei der letzten Versammlung berichtete, daß die Gesamteinnahmen des Bundes sich auf 1300 M., also etwa \$325 belaufen habe, und wenn der Antrag, daß jedes Glied jährlich mindestens 3 M., also kaum 75 Cents als Beitrag entrichten solle, abgelehnt und d. s. Minimum auf weniger als die Hälfte, nämlich auf M. 1.10. festgesetzt wurde. So geht es ja auch mit den sogenannten freien Gemeinden; die meisten fristen ein überaus klägliches Dasein, und das mit knapper Noth und einigen Bällen oder sonstigen Pumpvorrichtungen.

— Zu No st o c k starb am 29. August Friedrich Adolf Philippi, Doctor und Professor der Theologie, der Verfasser des besten neueren Commentars über den Brief Pauli an die Römer, einer umfangreichen lutherischen Dogmatik u. s. w., im Alter von 73 Jahren.

— Der König von Bayern hat den Altkatholiken eine Landescollecte bewilligt zur Erbauung einer altkatholischen Kirche in München, wo der Stadtrath ihnen die Kirche, die man ihnen eingeräumt hatte, wieder entzogen hatte.

— Der altkatholische Professor Döllinger hat vor einigen Wochen in einem Vortrag vor der Aca-

demie der Wissenschaften zu München erklärt, die Schuld an der großen Spaltung, die im 16. Jahrhundert in der Christenheit eingetreten sei, trage das römische Papstthum. Darüber sind die römisch-katholischen Blätter sehr entrüstet und fallen heftig über den Geschichtschreiber her; „L'Univers“ behauptet geradezu, Döllinger sei zum Protestantismus übergetreten.

— Da die heilige Quelle zu Lourdes in Frankreich nicht so viel Wasser liefert, daß man der großen Nachfrage genügen könnte, so hat man angefangen, Stückchen von dem Felsen zu verkaufen, aus dem die Quelle kommt, und diese Steinbroden, die zum Preis von 1.50 Fr. verkauft werden, sollen dieselbe Heilkraft besigen wie das Wasser selbst. Sollte nicht, der Sparsamkeit wegen, das Wunderwasser homöopathisch potenziert werden können?

— Ein katholischer Priester im Norden Frankreichs, welcher eine kranke Protestantin gegen deren ausgesprochenen Willen besuchte, mußte durch den Pastor Van Bortd gemahnt werden, seine Besuche einzustellen. Das Zusammentreffen der Beiden war sehr höflich; nachträglich muß aber den Priester der Aerger übermannt haben; denn er schrieb einen Brief an Pastor Van Bortd, den dieser im Auszug zugleich mit seiner Antwort an die Zeitschrift „el Liberal“ von Cambrai einschickte. In jenem Brief beansprucht der Priester das Recht, das ihm als Ortspfarver über alle Einwohner des Orts, auch wider ihren Willen, zustehe, während er hingegen in Beziehung auf den Pastor Van Bortd schreibt: „Was Sie betrifft, so erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie durchaus kein Recht haben, weder bei Protestanten, noch bei denen, die es nicht sind; denn Sie stehen im Irrthum, und der Irrthum verleiht keinem ein Recht über irgend jemand in dieser Welt.“ — Jener Priester versteht es gerade wie sein Oberhaupt der Papst zu Rom, der ja vor Jahren sich von dem deutschen Kaiser die Meinung sagen und den Standpunkt klar machen lassen mußte, nachdem er Anspruch auf die sämtlichen christlichen Einwohner des deutschen Reiches erhoben hatte.

— Von Salerno wird der „Civiltà Evangelica“ folgendes geschrieben: „Ein gewisser Lentino von Padula nahm ein Mädchen namens Sabina Galle zur Frau, und die Ehe wurde ganz den Gesetzen des Staates gemäß von dem zuständigen Staatsbeamten geschlossen; doch unterließ es Lentino mit seiner Braut bei dem Priester auch die kirchliche Einsegnung vollziehen zu lassen. Die Gatten lebten in Frieden und Eintracht; aber gedrückte Vermögensumstände brachten Lentino auf den Gedanken nach Amerika zu gehen und daselbst wo möglich vorwärts zu kommen, und dieser Gedanke wurde mit Zustimmung der Frau zur Ausführung gebracht. Nach einiger Zeit fiel es aber der Frau ein, sich mit einem Andern zu verheirathen, und sie erschien bei ihrem Priester, um sich trauen zu lassen. Doch der Pfarrer schlug ihr Begehren rund ab, indem er erklärte, sie sei gesetzlich verheirathet, und da ihr Mann noch lebe, könne sie nicht mit einem Andern kirchlich getraut werden. Auch als das Gesuch erneuert wurde, blieb er beharrlich bei seiner Weigerung. Da begab sich die Frau zu dem Bischof Fanelli von Leggiano und wußte ihn dahin zu bringen, daß er ihr willfahrete und dem Priester die Weisung gab, Sabina mit Francesco Volpo zu trauen. Dem gestrengen Befehl des Bischofs leistete der Priester Folge, und nun hat Sabina zwei Männer. Der Fall ist schon vor Gericht, und wenn die Richter gerecht urtheilen, so läßt sich voraussehen, wie der Spruch ausfallen wird.“

— Am 20. Juli begab sich der Dampfer Lapland mit fünf und dreißig norwegischen Familien an Bord auf die Fahrt nach Natal in Afrika, wo die Auswanderer eine Colonie gründen wollen. Ihren lutherischen Pastor L. Berg mit Namen, haben sie bei sich. Ehe sie ihren Wohnort Adelfund in Norwegen verließen, feierten sie in der Kirche einen Abschiedsgottesdienst, wobei ein Lied gesungen wurde, das eigens für diese Gelegenheit gedichtet war.

— Wie die Nouvelle Gazette évangélique mittheilt sind gegenwärtig in Palästina 610 protestantische Missionsarbeiter thätig, 139 Fremde und 471 Eingeborne. An 110 Predigtplätzen wurden regelmäßige Gottesdienste gehalten, die von gegen 6000 Personen besucht werden, und die kirchlichen Schulen zählen ungefähr 13,000 Schulkinder. Die römisch-katholische Kirche unter der Leitung ihres Patriarchen von Jerusalem macht große Anstrengungen, diesen Missionsbestrebungen der Protestanten die Wage zu halten; ebenso die griechische Kirche, die in Beyruth eine Wohlthätigkeitsgesellschaft und einen Frauenverein gegründet hat. Alle diese kirchlichen Maßregeln und Arbeiten sammt ihren Erfolgen erregen wiederum bei den Massen der muhammedanischen Bewohner des Landes nicht geringes Mißbehagen, und es treten in der jüngsten Zeit deutliche Anzeichen einer gewaltigen Gährung unter der muhammedanischen Bevölkerung zu Tage, so sehr, daß man in den Blättern die Befürchtung ausgesprochen findet, es möchte eine Wiederholung des Christenmordes vom Jahre 1860, bevorstehen. Den ersten Theil einer Schilderung jener Schreckenstage finden unsere Leser in der gegenwärtigen Nummer des „Gemeindeblattes.“

G.

Büchertisch.

The Second Reader. Illustrated. St. Louis: Concordia Publishing House. M. C. Barthel, Agent. 107 Seiten. Preis: 30 Cents und 5 Cents Porto.

„Endlich!“ werden hundert und aber hundert lutherische Lehrer ausrufen bei dem Anblick des vorliegenden Buches oder der Anzeige desselben in den Blättern; denn lange haben sie sich gedulden müssen, bis die Hoffnung auf ein englisches Lesebuch, das sich dem Primer anschließen sollte, nun erfüllt ist. Ob alle von dem, was ihnen hier geboten ist, befriedigt sein werden? Das wäre ein Glück, das bekanntlich selten, vielleicht nie einem Schulbuch wiederfahren ist. Wir unsertheils müssen, obschon wir uns ein allseitiges Urtheil über das Buch nicht anmaßen, sagen, daß uns dasselbe in hohem Maße wohlgefällt. Die Lesestücke sind sprachlich und sachlich gut, der in demselben gebotene Wortschatz ist vielseitig und praktisch und der Stufe, für welche das Buch berechnet sein muß, angemessen; Erzählendes und Beschreibendes wechselt in richtiger Weise ab; das numerische Verhältniß der Stücke in Prosa zu denen Versen, 45 zu 17, dürfte ebenfalls Billigung verdienen. Dazu kommt, daß die typographische Ausstattung ganz ausgezeichnet ist und das ganze Buch mit seinen eleganten Illustrationen sich hochmodern präsentirt. — Mögen die beiden noch in Aussicht stehenden Lesebücher, Third und Fourth Reader, sich diesem bald würdig anreihen!
G.

Liedergeschichten. Segensspuren der Kernlieder unserer Kirche. Mit Angabe der Entstehung der Lieder

und Singweisen, Mittheilungen über das Leben der Dichter u. Bearbeitet von W. W. Erster Band, zumeist Luther-Lieder enthaltend. Mit 30 Bildern und Initialen. Reading, Pa.: Pilger-Buchhandlung. 1882. Leinwandband mit Goldtitel 50 Cents, im Duzend 35 Cents. Schulband 40 Cents, im Duzend 30 Cents.

Nach einer historischen Abhandlung über „das Kirchenlied vor Dr. Martin Luther“ und einer zweiten über „Luther und das Kirchenlied“ behandelt dies Buch in der auf dem Titelblatt angegebenen Weise 17 in der lutherischen Kirche allgemein bekannte Kirchenlieder. Es sind die folgenden: Allein Gott in der Höh' sei Ehr. — Herr Gott, dich loben wir. — Nun freut euch lieben Christen g'mein. — Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. — Ach Gott vom Himmel sieh darein. — Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit. — Es wollt uns Gott genädig sein. — Komm Heiliger Geist, Herre Gott. — Nun bitten wir den Heiligen Geist. — Vom Himmel hoch da komm ich her. — Mitten wir im Leben sind. — Wir glauben all an Einen Gott. — O Lamm Gottes unschuldig. — Ein feste Burg ist unser Gott. — Vater unser im Himmelreich. — Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Wer diese Lieder lieb hat — und welcher Lutheraner sollte sie nicht lieb haben? — der wird gewiß gerne etwas Näheres über dieselben erfahren; und wenn diese Lieder in Freud und Leid zur Erquickung gedient haben — und welcher lutherische Christ hätte nicht wenigstens von einigen derselben dergleichen erfahren? — dem wird es gewiß zur Freude gereichen, wenn er hier liest, wie auch andere, die zumeist schon den himmlischen Chören droben vor dem Throne des Lammes lauschen, auf ihrer Erdenwallfahrt sich an diesen Liedern erbaut haben in Freud und Leid. Das Buch eignet sich in seiner schmucken Ausstattung vortrefflich für den Weihnachtstisch. G.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Conferenz von Manitowoc Co., Wis., versammelt sich am 24. und 25. Oktober beim Unterzeichneten. Diejenigen Brüder, welche von Manitowoc oder Cato abgeholt zu werden wünschen, wollen dies freundlichst rechtzeitig melden.

A. D. Aissen.

Conferenz-Anzeige.

Die Winnebago-Conferenz versammelt sich, so Gott will, am 24. und 25. Oktober bei Pastor W. Sagedorn in Forest. Abholung in Calvary Station. Ph. Hölzel.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine Pastoral-Conferenz der ev.-luth. Minnesota-Synode versammelt sich vom 7. — 9. November in der Gemeinde des Herrn Pastor Tirmenstein zu St. Paul.

Alle Diejenigen, welche der Conferenz beizumohnen gedenken, sind ersucht, sich bis den 29. October beim Pastor loci anzumelden. L. F. Frey.

Berichtigung.

In der in letzter Nummer des „Gemeinde-Blattes“ enthaltenen Quittung über die Butterlieferung aus der Gemeinde des Herrn P. Siegler in Columbus sind durch ein Versehen leider die Namen einiger der gütigen Geberinnen ausgelassen worden; es sind die Folgenden: Frau Tomms, Frau Schäfer, Frau Zahnke und Frau L. Lange. E. N o t z.

Todes-Anzeige.

Es hat dem Herrn gefallen am 25. September durch einen sanften seligen Tod von allem Uebel zu erlösen

Emilie Duehl

geb. Lüdke, Ehefrau des Herrn Pastor M. H. Duehl von Minneapolis.

Es waren gerade vier Wochen vergangen, seit die Entschlafene La Crosse verlassen hatte, um ihrem Gatten in die Heimath zu folgen, da traf für uns alle unerwartet die Todesbotschaft ein. Das Leichenbegängniß fand in La Crosse am 28. September unter allgemeiner Theilnahme statt. Im Hause der leidtragenden Eltern machte Herr Pastor Sievers von Minneapolis, welcher dem schwer heimgesuchten Ehegatten in seiner Noth recht brüderlich beigegeben, mit Vorlesung von Offenb. 7, 9—17 und Gebet den Anfang. Hierauf bewegte sich der Leichenzug nach der Kirche, welche von etlichen Mitgliedern des ehemaligen Jungfrauen-Vereins, dem auch die Entschlafene als ein treues Glied angehört hatte, mit Blumen und Trauerflor geschmückt war und der Unterzeichnete hielt die Leichenpredigt über Ps. 39, 9 und 10. Am Grabe sprach hernach Herr Pastor Sievers noch herzliche Worte des Trostes über Ps. 126, 5 und 6. Die Verstorbene hatte ihr Leben auf 27 Jahre, 8 Monate und 4 Tage gebracht. Möge der treue Gott, der auch in diesem Todesfall alles nach Seinem Rath geleitet hat, die beiden Eltern und Geschwister und besonders auch den tief gebeugten Gatten den rechten Trost finden lassen.

E. G. Reim.

Veränderte Adresse.

Herr Pastor Thiele bittet bis auf Weiteres an ihn zu adressiren:

Rev. G. Thiele,
Fond du Lac, Wis.

Quittungen.

Für Schuldentilgung: P. J. G. M. Hillmann, von H. Fischer \$7; J. Boldt, J. Erbstöfer, je \$5; D. Schneider \$4; M. Fuß \$2; Wittwe Schlichting \$1; Summa \$24. — P. Goldammer, von A. Fries \$10. — P. Schrödel, von A. Kohl, 2. Zahl. \$5; Wittwe E. Rudlow \$10; F. Wegner \$5; C. Kupper, 2. Zahl. \$4; Summa \$24. — P. Dejung, von F. Krüger \$1. — P. Conrad, von L. Vossin \$5. — P. Reibel, persönl. Beitrag, 2. Zahl. \$4.50. — P. Mayerhoff, von H. Renard, 2. Zahl. \$5.

Für das Seminar: P. Petri, Theil der Missionsfest-Coll. \$15. — P. Thiele do. \$6.06. — P. Dejung, von Ungenannt \$5. — P. Kilian, Erntefest-Coll. \$9.75. — Durch Prof. Gräbner, Theil der Missionsfest-Coll. der Gemeinden in Freedom und Centre \$40; durch denselben von J. Tegge \$5. — P. Hoyer, vom Missionsfest in Princeton \$25. — P. Brockmann, Theil der Missionsfest-Coll. in Watertown \$17.86.

Für Synodal-Anstalten: P. Rök, vom Missionsfest \$50. — P. Hölzel, Theil der Missionsfest-Coll. \$45.95.

Für innere Mission: Lehrer Dnash \$1. R. Adelberg.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Durch P. Siegler, Theil der Missionsfest-Coll. in Columbus \$40.14; durch P. A. Denninger, vom Missionsfest in Farmington \$12.

J. H. Brockmann.

Für Reisepredigt: Durch P. R. Pieper, Theil der Missionsfest-Coll. in Manitowoc \$12.50; P. Avellemant, Hälfte der Missionsfest-Coll. in Champaign \$50; von P. Streißguth \$1; P. Rader, von R. Redzinski \$1; P. Jäfel, vom Jungfrauen-Verein \$6.65.

E. Mayerhoff.

Für Heiden-Mission: P. Hoffmann, von W. C. \$5; P. J. Meyer, von N. N. \$1; P. A. Hoyer, Theil der Missionsfest-Coll. \$12.

Für die Neger-Mission: P. Petri, Theil der Missionsfest-Coll. \$5; durch P. Tr. Genfite von N. N. \$5.

E. Dowidat.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Norris: Durch P. G. Rittel, Gemeinde in Bearlake \$1.35, in Pikerel Lake \$6.80, in Dexter \$2.85; P. W. Bergholz, von seiner Gemeinde \$10.43; P. Avellemant, von der Friedensgemeinde \$10.

E. D. Strubel, Cassirer.

Mit Dank gegen Gott und die lieben Geber bescheinige ich hiermit im Namen meiner Gemeinde von Herrn P. E. Junter \$3 für unsern Kirchbau erhalten zu haben.

Der Herr sei dem Geber ein Vergelter.

E. F. W. M a a ß, Past.

Unterzeichneter bescheinigt hiermit durch Herrn Pastor Bender aus der Unterstützungsklasse der ehrv. Synode von Minnetopka \$19 Kostgeld erhalten zu haben, wofür er den Gebern herzlich dankt und ihnen Gottes Vergeltung wünscht.

W. Scheitel.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bächerverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalebuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.
Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.
Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

J. Werner, Agent,
436 Broadway, Milwaukee.

Händler in Bildern, Bilderrahmen sowie in allerlei Utensilien und Materialien für Maler und Zeichner.